

Sammlung  
geographischer und kolonialpolitischer Schriften  
herausgegeben von Rudolf Fihner.

— Nr. 11. —

**Die Kinderpest**  
und ihr  
Einfluß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse  
in  
Deutsch-Südwestafrika.

Don  
[Ludwig]  
Marine-Stabsarzt a. D. Dr. **Gander**,  
Generalvertreter der „Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika“.  
Windhoek.

— ◆ —  
Berlin.  
Verlag von Hermann Paetel.  
1897.

Sonderabdruck  
aus der  
geographischen Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.

Nachdruck verboten.

Seit langem schon war sie mit Sorgen erwartet worden, die verheerende Pest, die von Aethiopien oder dem Somalilande ausgehend in wenig mehr als einem Jahrzehnt ganz Ostafrika durchwandert, ihre Ausläufer nach Zentralafrika entsendet hatte und schließlich auch über den Zambezi südwärts in die von Weißen besiedelten Gebiete eingedrungen war, ihren Weg mit Millionen toter Kinder bezeichnend und unfähliches Elend über unzählige Völkerschaften verbreitend. Schon glaubten wir uns wieder der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß sie durch die strengen Sperrmaßregeln der Regierung, die sorgfältig angelegten Wachtposten, unseren Grenzen noch eine Zeitlang ferngehalten werden würde, bis unser Meister der Bakteriologie, Robert Koch, ein wirksames Mittel zu ihrer Bekämpfung gefunden hätte. Aber all' die Vorbeugungsmaßregeln der Regierung versagten. Die ungewöhnlich starken Regengüsse, die mit ihrer Gefolgschaft: ausgebreiteten schweren Fiebern, die Mannschaften der Grenzposten aufs Krankenlager warfen und so die Grenzsperrung unmöglich machten, brachten uns auch große Scharen Wild ins Land, die aus verfeuchter Gegend einwandernd die Geißel einschleppten.

Necht wie ein Dieb brach sie herein, unvermutet und unvermerkt auf unbetretenen Pfaden von Gegenden, die wegen Wassermangels in anderen

Fahren unwegsam sind. Unverstand und Unkenntnis von Eingeborenen und Weißen thaten das Ihrige, ihre Ausbreitung zu begünstigen, ehe ihr wahrer Charakter und die Gefahr richtig erkannt waren, und dicht vor den Thoren Windhoets stand der gefürchtete Feind, ehe sein Anmarsch bemerkt worden war. Auch hier noch deckte er sich lange Zeit mit falscher Flagge. Die wenigen Sachverständigen, die das Land besah, waren gerade zufällig weit — für die primitiven Verkehrsverhältnisse unerreichbar weit — von Windhoek abwesend, und Leute, die die Pest aus eigener Anschauung kennen mußten, weil sie selbst in Transvaal sie in ihren Herden mit eigenen Augen gesehen hatten, erwiesen sich völlig unerfahren. Gedankenlosigkeit und auch wohl Gewissenlosigkeit hatte ferner die Besitzer der Herde, unter der die ersten verdächtigen Fälle vorgekommen waren, veranlaßt, schnell noch zu verkaufen, was möglich war, ehe jemand anderes darum wußte, und so waren Tiere, die bereits den Krankheitskeim in sich trugen, schon bis über Windhoek hinaus vertheilt, ehe die große Zahl der Todesfälle in dieser Herde zur Kenntnis der Regierung kam. Zwar wurde noch schnell alles aus dieser Herde stammende, bereits im Lande zerstreute Vieh isoliert oder niedergeschossen, aber doch schon zu spät, um den Hauptplatz Windhoek noch rein halten zu können.

Es war hier wie überall derselbe Gang der Ereignisse beim Ausbruch großer Epidemien oder Epizootien. Die ersten Fälle werden nicht erkannt oder, wenn doch Verdacht aufsteigt, verheimlicht. Immer und überall das Sträuben gegen die harte Erkenntnis, daß das gefürchtete Unheil nun doch hereingebrochen sei. Lieber wird die Zusage zum Unwahrscheinlichsten genommen, geglaubt, es läge

eine ganz besondere, in keinem Zusammenhange mit der großen Weltseuche stehende Krankheit vor.

Im Februar etwa fingen die Hereros im Sandfelde, dem nordöstlichsten Teile ihres Gebietes an, den Stationen keine Schlachtochsen mehr zu verkaufen; wie sich nachträglich herausstellte, weil eine Seuche in ihre Herden gekommen war, die sie selbst wohl für verdächtig gehalten haben mögen. Bei Einrichtung der Sperrposten war ihnen eindringlich vorgestellt worden, wie groß die Verluste an Rindern sein würden, wenn die Pest ihren Einzug hielte, und wie notwendig deshalb selbst sehr scharfe Maßregeln, wie das Niederschießen der ganzen erkrankten Herde sei. Recht negermässig hatte sich nur das Letzte ihrem Gedächtnis eingepägt und, um nicht Gefahr zu laufen, ihre geliebten Rinder totschießen lassen zu müssen, verheimlichten sie in der stillen Hoffnung, der erste Teil der Vorstellungen sei in irgend welcher gewinnfüchtigen Absicht zu schwarz gemalt, die Krankheitsfälle. Trotzdem aber verkauften sie noch fleißig, ja eifriger und billiger als sonst ihre Rinder an Händler; wahrscheinlich mit Vorliebe die, von denen sie glaubten, sie seien nicht mehr ganz sicher gesund.

Der Erfolg blieb nicht aus. Erst krepierte ein oder das andere Stück des eingekauften Viehs; dann immer mehr und mehr und bald kamen auch die Zugochsen der Händlerwagen an die Reihe, so daß diese nicht mehr weiter konnten. Wäre es nun allen Händlern so ergangen, die Seuche wäre wohl noch monatelang auf die östlichsten Teile beschränkt geblieben. Einer von ihnen aber trieb sein Vieh etwas schneller als die anderen, und so gelang es ihm noch, ehe seine Zugochsen verendet waren, nach einer Farm am Schaaprivier zu kommen. Hier spielte

sich dann Ende März der schon geschilderte erste Akt des Dramas ab, und hier schürzte sich der Knoten für die schwere Verwicklung, in die unser Schutzgebiet kommen sollte. Von hier aus drang die Infektion unter das Vieh der in und um Windhoef herum sitzenden Weissen.

Der nächste Seuchenherd war Mitte April der Polizeiposten Gros, etwa dreiviertel Stunden Weges von Groß- wie von Klein-Windhoef entfernt. Fast gleichzeitig brach die Pest in einer Herde in Ossorongo, etwas westlich von Otjizewa am Baiwege gelegen, aus, in die auch Tiere von der Schaaprivierfarm hineingekommen waren.

Alle drei Seuchenherde wurden von Anfang an, obwohl die Art der Seuche noch falsch gedeutet wurde, so streng isoliert, als ob es die Pest wäre, und wie es nach hiesigen Verhältnissen überhaupt möglich war. Es schien auch, als ob die Absperrung Erfolg haben sollte, und so atmete alles auf. Kochs Ersolge mit der Gallen- und Serumimpfung waren ja schon bekannt, und mit jedem Dampfer konnte Stabsarzt Kohlstock kommen, um die Methoden zu zeigen und so durch weiteste Verbreitung ihrer Anwendung die Gefahr wenigstens von dem Vieh der Weissen abzuwenden.

Aber auch der Anfangs Mai einlaufende Dampfer kam ohne Dr. Kohlstock von Kapstadt in Swakobmund an. Nun stieg die Sorge wieder bedenklich, und es verdient hoch anerkannt zu werden, daß sich unter solchen Umständen der Regierungsrat und stellvertretende Landeshauptmann Herr von Lindequist entschloß, obwohl die Methode der Gallenentnahme und -Impfung nur in ganz groben Umrissen bekannt war, einen Versuch mit Gallenimpfung an Polizeivieh zu machen. Gleichzeitig stellte auch ein Ein-

wohner von Windhoef, der Maler Gathemann, in hochherziger Weise die gleiche Anzahl Ochsen (je 12) für den Versuch zur Verfügung.

Es war auch hohe Zeit, daß etwas derartiges geschah. War doch das in Gros und Ossorongo erkrankte Vieh über Windhoef gekommen und hatte dort mehrere Tage gestanden. Man mußte also annehmen, daß wenigstens Teile des Ortes und Weidegebietes bereits mit Pestkeimen infiziert waren. Wie richtig diese Befürchtung war, zeigte sich denn auch noch, ehe der Versuch recht in die Wege geleitet war; es traten auch in Windhoef selbst vereinzelt Pestfälle auf. Eine kurz zuvor von der Bezirkshauptmannschaft aus den Einwohnern ernannte Kinderpestkommission besichtigte nun jeden Morgen die Viehbestände der einzelnen Besitzer, meist unter persönlicher Leitung des wahrhaft bewunderungswürdig und unermüdblich thätigen Herrn von Lindequist.

Alles wartete in banger Erwartung auf den Ausgang des Versuchs, der über das Schicksal so vieler Existenzen entscheiden mußte. Es ist unmöglich, in Deutschland diese Tage aufgeregtester Sorge nachzuempfinden. Denn der ganze bisherige Wohlstand, das ganze Wohlergehen der Bevölkerung hing ja von der Rettung des Viehes ab. Ging dies zu grunde, so war auch die Mehrzahl der Einwohner zu grunde gerichtet. Deutschland würde der Verlust fast allen Rindviehs ja auch schwer treffen, aber doch nicht alle Grundlagen der Existenz so erschüttern, wie es hier der Fall ist.

Trotzdem der Versuch von Laien mit ganz ungenügender Kenntnis des Verfahrens vorgenommen und in laienhafter Weise ausgeführt wurde, hatte er doch soweit Erfolg, daß von den Polizeiochsen drei, von den Gathemannschen acht übrig blieben.

Waren das auch schwere Verluste, so waren sie doch verhältnismäßig unbedeutend gegenüber den bei geminer Pest zu erwartenden.

Deshalb erklärte sich denn auch die Mehrzahl der Viehbesitzer in einer eigens deshalb abgehaltenen Versammlung bereit, ihr Vieh impfen zu lassen. Durch glücklichen Zufall fand ich gerade in dieser Zeit im „Agricultural Journal“ des Kapischen Landwirtschaftsdepartements einen Aufsatz des Regierungstierarztes im Transvaal, Dr. Theiler, der genauere Angaben über Beurteilung der Gallen, des Verfahrens bei der Impfung und die zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln enthielt. Gleichzeitig war auch der Kosarzt der Truppe, Herr Rieckmann, in eiliger Reise in Windhoek eingetroffen und arbeitete nun rastlos von früh bis abends, um den Viehbestand Groß-Windhoeks zu impfen. Gleichzeitig geschah dies auch von einigen Mitgliedern der Rinderpestkommission.

Der Erfolg entsprach aber nicht den hochgespannten Erwartungen. Sei es nun, daß ein großer Teil der Bestände schon infiziert war — und das trifft für viele bestimmt zu — oder daß andere noch unbekannte Ursachen mitwirkten, genug, ein recht hoher Prozentsatz des geimpften Viehes ging wenige Tage nach der Impfung an Pest zu Grunde. Wäre das Verhältnis bei einigen Stapeln nicht ein sehr viel günstigeres gewesen, wir alle hätten wohl verzweifelt die Hände in den Schoß gelegt!

Mit Spannung sah alles den Ergebnissen bei Impfung zweifellos reiner Bestände entgegen. Aber auch hier Enttäuschungen, auch hier Erkrankungen zu einer Zeit, wo die Tiere eigentlich völlig geschützt sein sollten. Was konnte die Ursache sein? Von Südafrika waren bisher nur günstige Resultate

bekannt geworden, hier aber traten in jedem Falle, mochte die Impfung ausgeführt sein, von wem und unter welchen Umständen sie wollte, eine Anzahl von Erkrankungen ein, und statt daß ein Schutz von der Impfung zu sehen war, verliefen alle diese Fälle viel bössartiger als natürliche Pestfälle!

Sehnüchtig schaute alles nach Stabsarzt Kohlstock aus. Mit heißerer Inbrunst ist wohl kaum je ein Jüngling von seiner Geliebten erwartet worden, als dieser Mann der Wissenschaft von unserem gesamten Lande! Endlich kam er in Swakobmund an, und jeder zählte die Tage, die noch vergehen konnten, bis er in Windhoek bei uns eintraf. Aber neue Enttäuschung! Er impfte erst am Baiwege — dort war inzwischen die Pest auch in weitestem Umfange ausgebrochen —. Eine Anleitung zur Ausführung der Impfung, die er vorausschickte, gab uns auch keinen Aufschluß über die dunklen Punkte. Dagegen kamen mit den Zeitungen Nachrichten aus dem Kaplande, daß auch dort die uns unerklärlichen Späterkrankungen geimpfter Tiere in größerer Zahl aufgetreten seien. Endlich kam der Erwartete selbst. Aber der Aufschluß, den er uns geben konnten, war wenig tröstlich. Unter den nach physikalischer und bakteriologischer Untersuchung für gut befundenen Gallen seien stets einige, die keine oder ungenügende Schutzkraft besäßen. Einige Sicherheit gäbe nur genaue Beachtung der Zahl der Krankheitstage, die das Tier durchgemacht habe, von dem die Galle stammte, und schließlich eine Kontrollimpfung wenigstens eines Prozentsatzes der Impflinge mit Rinderpestblut.

Der erstere Gesichtspunkt ist ja selbstverständlich für jeden Bakteriologen, hat aber den Nachteil, daß die ohnehin geringe Zahl der brauchbaren Gallen

sich noch weiter verringert. Und man muß es durchgemacht haben, was es heißt, die um ihren Besitz sich ängstigenden Leute immer und immer wieder abweisen zu müssen. Da kommen sie mit tadellos aussehenden, geruchlosen Gallen, die sie mit vieler Mühe irgendwo erhalten haben, und wenn man sie nun fragt, wie lange das Tier krank gewesen sei, und sie nennen eine Anzahl Tage, die nicht hinreichen oder die zu viel sind, diese bittere Enttäuschung, diese dumpfe Sorge, was nun werden soll! Und noch immer wird von immer neuen Stellen aus der Ausbruch der Seuche gemeldet, während die Zahl der brauchbaren Gallen fortwährend abnimmt. Der ganze Osten des Hererolandes ist verpestet, kaum ein Platz am Baiwege noch frei, im Schaapriewer stehen noch über 2000 ungeimpfte Tiere, während ringsherum die Pest wüthet; in Rehoboth, dem Hauptsitz der Bastards, ist sie ausgebrochen, bei Otahandya sind schon viele Tausende von Kindern verendet, am großen Omuramba, der viehreichsten Gegend des Hererolandes, sollen nur noch wenige Kinder übrig sein. Frei ist nur noch der Süden und das Gebiet der Omaruru-Herer. Bei Grootfontein und am Waterberge ist der Seuche durch Dr. Kuhn, der rechtzeitig einen großen Teil der zahlreichen Herden der Buren und Nambazembis impfen konnte, wenigstens teilweise ein Einhalt gethan worden. Aber auch diese bis jetzt noch ganz oder teilweise verschonten Gebiete sind ernstlich bedroht und jeden Tag mehr gefährdet. Kummer und Sorge überall!\*)

\*) Selber hat sich nachträglich herausgestellt, daß die Impfung mit Galle nur für einige Monate Schutz gewährt: so bleibt nichts übrig, als die ganzen Bestände mit Kinderpestblut nachzutimpfen. Das ist aber bei den meisten Herden um Windhoef gefährlich,

Um einen kleinen Begriff von den Verlusten zu geben, die die Seuche veranlaßt hat, führe ich nur an, daß Tjetjo, einer der viehreichsten und mächtigsten Häuptlinge der Hereros, der allein seine Ochsen, wahre Prachtthiere, nach vielen Tausenden zählte, jetzt kaum noch einige hundert Kinder besitzt. 5 bis 8 Stück vom Hundert ist das höchste, was übrig geblieben ist, und das in einer Gegend, die nicht wie die bergigen Teile des Landes reichlich mit wildwachsenden Zwiebeln und Knollen versehen ist. Bittere Not droht dort den nur an Milch- und Fleischgenuß gewöhnten Eingeborenen.

Noch schlimmer sind die Verluste weiter westlich nach Otjihaenena und dem Seeisflusse hin. Muambo und Kajata, Hererokapitäne, die viele Tausende von Kindern besaßen, haben einige 40 Stück übrig behalten! Kajata, im letzten Feldzuge gegen Khauas und Hereros wegen seiner Tapferkeit mit der Medaille ausgezeichnet, also gewiß kein Schwächling, sagte, während ihm die Thränen über die Wangen liefen: „Bis jetzt war ich ein Großmann und hatte viele Leute im Dienst, jetzt bin ich der Armsten einer und muß selber Dienst bei anderen suchen!“ Ein Bur, der in Otjihaenena steht, hat von 480 Kindern 12 übrig behalten, und so geht es fort!

Besser liegen die Verhältnisse im Bezirk Windhoef und am Baiwege. Obwohl auch hier bei einer ganzen Reihe von Leuten die Pest ausbrach, ehe ihr Vieh geimpft war, wird doch der Verlust im ganzen bis jetzt noch nicht über 30—50% betragen. Von

well die Schutzzeit der Gallimpfung bei diesen schon ganz oder nahezu vorüber ist. Zum Glück ist jetzt wenigstens wieder Galle vorhanden.

Wert ist es, daß die verhältnismäßig geringeren Verluste vorwiegend bei Weißen und namentlich den deutschen Ansiedlern und Kaufleuten sich befinden. Aber noch läßt sich nicht übersehen, ob es dabei bleiben wird, denn ein ganz Teil der Tiere ist erst verhältnismäßig frisch geimpft, während vielfach Ausbruch der Pest noch am zwanzigsten, dreißigsten, selbst vierzigsten Tage nach der Impfung beobachtet worden ist.

Die Regierung thut jetzt, was sie irgend kann. Jeder, der zur Untersuchung der Galle befähigt ist, ist von ihr dazu angestellt; wer impfen kann und will, wird dazu angelehrt, und eine nach den für die Impfung eingegangenen Geldern zu bemessende Entschädigung ist für jedes bei oder nach der Impfung zu grunde gegangene Tier in Aussicht gestellt.

Aber gerade hier zeigt sich die Unzulänglichkeit der vorhandenen Kräfte am klarsten. Was können 6—7 Menschen, denen nur 3—4 Mikroskope zur Verfügung stehen, wohl in der Untersuchung der Galle leisten? Die meisten Gallen müssen unbenutzt bleiben, weil der Seuchenherd unerreichbar weit abliegt von den wenigen Untersuchungsstationen, die einzurichten möglich ist. Hier rächen sich auch alte Unterlassungssünden. Schreiber dieses hat schon 1894 dafür zu wirken gesucht, daß in diesem Lande der Viehseuchen ein bakteriologisches Untersuchungs- und Impfinstitut mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft eingerichtet würde. Leider predigte er tauben Ohren! Unzulänglichkeit der Mittel, Angst vor unserem leider teilnahmslosen Reichstage und wirtschaftliche Verständnislosigkeit ließen seinen Ruf ungehört verhallen. Hätten wir ein solches Institut jetzt gehabt, wir wären viel früher in der Lage gewesen, der Seuche wirksamer

als bisher entgegen zu treten, und viele, viele Millionen Werte wären dem Lande erspart geblieben.

Noch eine Unterlassungssünde ist zu beklagen, von der ich nicht weiß, welcher Seite die Schuld zuzuschreiben ist. Vor Weihnachten schon kamen Koch und Kohlstock nach der Kapkolonie, um die Kinderpest zu studieren; aber bis zu Kohlstocks Eintreffen sind wir ohne direkte Fühlung mit ihnen geblieben. Nur was der Generalkonsul in Kapstadt unserer Landeshauptmannschaft zugehen ließ, wurde hier bekannt. Keine direkten Berichte dagegen kamen hierher, und keiner von denen, die beim Ausbruch der Pest die Abwehrmaßregeln zu leiten hatte, wurde nach Kimberley entsandt, um vollgerüstet noch vor der Zeit, ehe uns voraussichtlich die Pest erreichte, hierher zurückkehren zu können! Hat hier etwa auch die Scheu vor den Ausgaben mitgewirkt? Es wäre das wieder einmal ein schöner Beweis dafür, wohin man kommt, wenn man den Groschen spart, um hinterher den Thaler zum Fenster hinauszuwerfen; ein Mangel an wirtschaftlicher Voraussicht, der leider bisher und überall das Kennzeichen unserer Kolonialpolitik, offizieller und privater, gewesen ist und den selbst unser Reichstag nicht schlimmer hätte zeigen können!

Was nun die Folgen der Kinderpest für unser Schutzgebiet sind und sein werden, ist heute noch nicht klar zu übersehen. Um einigermaßen einen Einblick zu gewinnen, muß man etwas weit aus-  
holen. Lebensweise der Eingeborenen und Weißen, wirtschaftliche Mißgriffe, die gethan worden sind, und Mißstände, die bisher herrschten, müssen zur Beurteilung herangezogen werden. Trotzdem ist ein klares, abschließendes Urteil noch nicht möglich, ehe

nicht die Pest so oder so ihr Ende erreicht hat. Denn vieles hängt davon ab, wie groß die schließlichen Verluste an Vieh sein werden. Auch der Verlauf der Pest im übrigen Südafrika kommt in Frage.

Als eine unmittelbare Folge ist das Steigen der Fleischpreise und damit des gesamten Lebensunterhaltes anzusehen. Aber auch hier liegen noch keine abgeschlossenen Verhältnisse vor. Denn bis jetzt giebt es noch genug unverseuchtes und ungeimpftes Schlachtvieh, um den Bedarf der Weißen zu decken. Ja, die Schlachtochsen sind jetzt sogar eher billiger als früher. Denn es handelt sich fast durchweg um Angstverkäufe, bei denen der Besitzer es vorzieht wenigstens einen Teil zu retten, statt alles zu verlieren. Insofern sind die um die Hälfte gestiegenen Fleischpreise noch unberechtigt und sie stellen sich in der That als eine künstliche Treiberei der einen Firma dar, die fast den ganzen Fleischmarkt in dem vorzugsweise von Deutschen besiedelten Strich Windhoek-Swakobmund beherrscht! Und hier kann ich nicht umhin, der Regierung den schweren Vorwurf zu machen, daß sie, wenn auch sicher unabsichtlich, das thatsächliche Monopol dieser Firma dadurch befestigt hat, daß sie ihr ausschließlich in allen den Plätzen, die in dieser Gegend liegen und wo diese Firma Niederlassungen hat, die Lieferung von Schlachtvieh (Rindern) für die Truppe übertragen hat. Besser hätte sie sicher gethan und es hätte mehr im Interesse des ganzen Landes gelegen, wenn von der Regierung künstlich, selbst wenn etwas mehr für das Pfund Fleisch bezahlt worden wäre, die Konkurrenz aufrecht gehalten worden wäre. Ich weiß nicht, welche Gründe dazu geführt haben, daß das nicht

geschehen ist, ich fürchte aber, es ist das wieder ein Stück unseres wirtschaftlich so kurzichtigen Bureaukratismus, der im alten Vaterlande, wo man mit festen Verhältnissen rechnen kann, so viele vortreffliche Erfolge erzielt hat, der aber in einer jungen Kolonie nicht am Platze ist, wo alle Verhältnisse noch schwankend und in stetigem Fluß sind.

Ein Steigen der Fleischpreise um die Hälfte und mehr hat aber hier einen ganz anderen Einfluß als in Deutschland etwa. Denn hier ist jeder, sei es Herr oder Diener, Fleisch und zwar verhältnismäßig viel Fleisch. Solange die Preise dafür so niedrig waren, als in dem ersten Jahrzehnt unserer Besitzergreifung, war eine solche Einrichtung ganz richtig und angemessen. Wenn z. B. noch 1894 das Pfund Rindfleisch 10—12 Pfennig kostete, das Pfund Mehl oder Reis aber 45—50 Pfennig, so war es für jedermann billiger und besser, mehr von dem wertvolleren, aber billigeren Nahrungsmittel für sich und seine Diener zu gebrauchen. So erklärt sich wohl auch die Einführung des für europäische Verhältnisse ungeheuerlichen Verpflegungssatzes von zwei Pfund Fleisch und einem Pfund Mehl oder Reis für Eingeborene, die bei der Truppe arbeiteten. Die ersten Ansiedler kamen nach Windhoek und mußten, wollten sie anders Arbeiter erhalten, denselben Satz gewähren. Solange keinerlei oder wenigstens kein nennenswerter Anbau getrieben wurde, war dies Verhältnis für sie auch das günstigere. Aber schon 1896, wo die Preise wie 16:40 standen und wenigstens in beschränktem Maße pflanzliche Nahrung selbst erzeugt wurde, wurde das Verhältnis ungünstiger. Jetzt steht der Preis wie 25:50 (Reis und Mehl sind durch die Handhabung des Bolles und Schwierigkeiten in der Zufuhr etwas im Preise



gestiegen). Dabei stehen schon viele vor der Frage, besonders die, die selbst Pflanzenkost erzeugen, ob sie nicht vorteilhafter weniger Fleisch und mehr pflanzliche Nahrung geben würden. Aber eine Änderung ist bei dem in solcher Beziehung sehr konservativen Sinn der Eingeborenen schwer und eigentlich nur durch eine Einigung aller weißen Arbeitgeber zu erzielen. Was jetzt schon für einzelne Leute zutrifft, wird aber später für alle Geltung erhalten. Denn wenn die Pest erst ihren Rundgang gemacht hat oder alle Kinder geimpft sind, sind entweder keine Ochsen mehr zum Schlachten vorhanden oder sie haben als geimpft den doppelten, ja drei- oder noch mehrfachen Wert als früher. Fleisch von Kleinvieh kann da auch nicht aushelfen; denn erstens verzehren die Eingeborenen, wenn es ihnen nicht zugewogen wird, davon mehr als von Rindfleisch, und dann steht es von jeher höher im Preise als dieses; so z. B. jetzt in Windhoef das Pfund mit 40 Pf. Es wird also voraussichtlich in wenigen Monaten nicht allein der eigene Unterhalt wesentlich teurer werden, sondern auch die schon jetzt recht hohen Ausgaben für Ernährung der eingeborenen Diener und Arbeiter auf mindestens das Doppelte steigen, ohne daß dem ein Mehr an Arbeitsleistung oder höherer Gewinn nennenswert ausgleichend gegenüberstände.

Ein weiterer zu erwartender Nachteil besteht darin, daß die ohnehin hohen Frachtsätze noch erheblich steigen werden. Denn wenn nur noch ein Drittel der Zugochsen wie früher vorhanden sind, so muß naturgemäß der einzelne Ochse auch den dreifachen Wert wie früher erhalten. Damit steigt aber der Wert des den Transport besorgenden Materials wesentlich, muß also auch höhere Zinsen tragen und um so höhere, je teurer der Unterhalt

wird. Jetzt kostet ein Wagen durchschnittlich 2000 bis 2500 Mark, ein Preis, der für die nächste Zeit eher etwas fallen dürfte, weil für viele Wagen nicht die nötigen Zugtiere mehr vorhanden sein werden. Ein guter Trekochse kostete vor der Pest 100 bis 140 Mark, im Durchschnitt also 120 Mark. Das gab bei 20, die ein Gespann bilden, einen Wert von 2400 Mark. Nach der Pest wird unter 250 Mark auch der schlechteste Ochse nicht mehr zu haben sein; ein Gespann hätte also einen Wert von mindestens 5000 Mark. Während also bisher bei 20 Mark Fracht für den Centner der Frachtfahrer einen guten Verdienst hatte, d. h. für jeden gefahrenen Centner 0,44% des arbeitenden Kapitals erhielt, müßte er dann bei derselben Verzinsung 30,80 Mark für den Centner Fracht erhalten.

Man wird allerdings ein solches starkes Steigen nicht eintreten. Regierung, Truppe und Kaufleute (landesüblich Stores) haben sich bei Zeiten mit reichlicher Ausrüstung versehen; Truppe und Regierung sind sogar auf zwei Jahre hinaus mit Proviant versorgt. Das hätte unter normalen Verhältnissen, da sich der Preis nach Angebot und Nachfrage richtet und bei der bisherigen sehr starken Nachfrage jeder, der irgend konnte, Fracht fuhr, ein Heruntergehen der Frachtpreise bedingt; also muß unter den jetzigen abnormalen Verhältnissen die Steigerung geringer bleiben, als sie sonst wäre.

So günstig nun in dieser Beziehung die bisherige starke Zufuhr namentlich der Truppe gewirkt hat, so ungesunde Verhältnisse hat sie, allerdings in Verbindung mit anderen Umständen, hervorgerufen. Transportfahren ist für die meisten Weißen eine Beschäftigung, die keine ist, bei gutem Glück reichlichen Verdienst bringt, dafür aber von wirklicher

Beschäftigung abhält. Der durchschnittliche weiße Frachtfahrer treibt nicht selbst, sondern geht nur als Superfargo mit, seine Zeit beschäftigungslos auf der Vorkiste verträumend, Anmengen von Tabak rauchend und in alle Schenken einkehrend, wo er bei deren hohen Preisen ein gut Teil seines Verdienstes zurückläßt, dafür aber die Ochsen vernachlässigt. Ich möchte nicht unterlassen, ausdrücklich hervorzuheben, daß es rühmliche Ausnahmen giebt, die ihren Wagen selbst treiben, so den teuren Treiber ersparen, nüchtern sind und vorzüglich gut für ihre Ochsen sorgen.

Aber auch für diese gilt die Ausstellung, daß sie einen durchaus unproduktiven Beruf betreiben, einen Beruf noch unproduktiver als der des Zwischenhändlers. Da das Transportfahren bei keiner oder geringerer Mühe einen Verdienst einbrachte, der im ungünstigsten Falle immerhin ein bequemes Leben ermöglichte, so wandten sich ihm mehr Leute zu, als unser junges Land, das ohnehin so arm an produktiver Arbeit ist, entbehren kann. Viehzucht und Ackerbau lag im Verhältnis und wohl auch absolut mehr darnieder, als noch vor 3—4 Jahren, als die ersten Ansiedler ins Land kamen. Viele von den Leuten, die das Nichtsthuen beim Frachtfahren gelernt und fleißig geübt haben, werden aber jetzt, wo sie die Not dazu zwingt, nur ungern und widerwillig zur Arbeit zurückkehren und wohl für immer in die so schon recht große Zahl der unzufriedenen Elemente eintreten, die durch ihre unbegründeten Klagen über das Land dieses zu Haus noch mehr in Verruf bringen werden, als es ungerechtfertigterweise jetzt schon ist.

An dem Frachtfahren beteiligten sich auch in großer Zahl Buren, die vom Süden heraufkamen,

als dort die Pest ungünstige Verhältnisse schaffte. Sie kamen alle, oder fast alle wohl, mit der festen Absicht, sich hier ein schönes Stück Geld zu verdienen, um dann wieder in ihre Heimat zurückzugehen und dort wieder anzufangen. Sie hatten allen Grund anzunehmen, daß ihnen ihr Plan glücken würde. Denn sie sind durchweg sparsame, nüchterne Leute, die sich vorzüglich aufs Frachtfahren verstehen, selbst treiben und überhaupt mit wenig Personal auskommen, also billig arbeiten.

Für unser Land können uns aber solche Treiburen nur höchst unerwünscht sein. Denn abgesehen davon, daß sie unseren Landsleuten den Verdienst schmälern, tragen sie auch noch unser Geld, aus dem Lande, wenn sie nicht bei uns festhaft werden. Nur wenige von ihnen werden wirklich die Absicht gehabt haben, sich hier anzufiedeln. Es hätte aber Mittel und Wege gegeben, sie dazu zu zwingen, ohne die bestehenden internationalen Verträge zu verletzen. Statt dessen sind, unabsichtlich gewiß aber darum nicht minder unleugbar, ihnen von der Regierung noch möglichste Schwierigkeiten bereitet worden, wirklich festhaft zu werden, wogegen eine unberechtigte Ausnutzung des Landes ihnen nicht verwehrt wurde. Zum Teil entsprangen diese Schwierigkeiten aus der Abneigung der Landeshauptmannschaft den mit Landkonzessionen begabten Gesellschaften, namentlich der "Siedelungsgesellschaft", um deren Gebiet es sich vornehmlich gehandelt hätte und die ich hier zu vertreten die Ehre habe, die Ausnutzung ihrer Konzession zu gestatten. Während die Verhandlungen über die Landzuweisung sich hinschleppten, ohne zum Abschluß zu kommen, setzten sich die Buren zum großen Teil in den strittigen Gebieten mit ihren Herden nieder, ohne das Land zu kau-

fen oder zu pachten, und viele andere, Engländer und Deutsche, ahmten ihr Beispiel nach. Hätte die Landeshauptmannschaft so oder so eine klare und schnelle Entscheidung über die Besitzfrage geschaffen, so wäre ein solches Vorgehen der Buren und ihres Anhangs nicht möglich gewesen. Sie hätten dann entweder in ihr Land zurückgehen oder sich festhaken machen und ihr erworbenes Geld auch hier verzehren müssen. Ich hätte den ersteren Ausweg für den für uns besseren gehalten, und die heimische Regierung muß auf demselben Standpunkt stehen, denn sie hat uns die Verpflichtung auferlegt, für jeden Landverkauf oder jede Verpachtung an Ausländer erst die Genehmigung der Landeshauptmannschaft einzuholen.

Es wäre wohl auch möglich gewesen, die Vergebung der Regierungs- und Truppenfrachten an den einzelnen Frachtfahrer von dem Nachweis abhängig zu machen, daß er das Recht habe, auf irgend einem Plage sein Vieh einstellen zu dürfen. Auch das hätte uns viele Buren ferngehalten, die jetzt bei den Kaufhäusern tief in Schulden stehen, ohne daß sie diese nach Verlust ihres Viehes beglichen können.

Und damit komme ich auf einen anderen wunden Punkt des Frachtfahrens, aus dem noch für so manches Geschäftshaus in den jetzigen Zeitläuften schwere Verluste entspringen werden: das ausgedehnte Vorschuß- und Kreditgeben an Frachtfahrer. Es hat das seinen Grund einmal in der hiezulande überhaupt über Gebühr ausgebreiteten unwirtschaftlichen Gepflogenheit, für alle Zahlungen eine sehr lange Frist zu gewähren. Sie mag wohl dem Grunde entsprungen sein, daß die meisten Leute im Lande den Kaufhäusern gegenüber ursprünglich

nichts einzusetzen hatten, als ihre geschäftliche Thätigkeit. Ohne Vermittel — in diesem Falle meist Waren — konnten sie aber ihre Fähigkeiten nicht ausnutzen. Die Kaufhäuser hatten Waren, aber im Platzhandel nicht die genügende Möglichkeit, sie in Werte umzusetzen, die sich in Europa realisieren ließen. So einigten sich beide: Der Kaufmann schoß die Waren vor, die zu einem Handels- oder Jagdzuge nötig waren, der Händler oder Jäger lieferte dafür nach Beendigung seines Zuges einen bestimmten Anteil des Erworbenen aus, das sich wie Schlacht- und Zugvieh im Platzhandel oder wie Elfenbein und Straußenfedern gut auf dem Landes umsetzen ließ. Ein ähnliches Verhältnis mag auch zu Anfang bei den Frachtfahrern stattgehabt haben: die meisten hatten nicht genügend Ochsen oder keinen Wagen, auch nicht genügende Mittel, um ihre Leute zu lohnen und zu beköstigen; die Kaufhäuser aber brauchten Ersatz ihrer Waren, der ihnen nur durch die Frachtfahrer von der Küste herangebracht werden konnte. Und nun geschah das, was auch schon bei den Händlern und Jägern der Fall gewesen war: die Frachtfahrer verdienten durch eigene Schuld oder durch unglückliche Verluste nicht genug, um ihre Schuld abtragen zu können. Hatten sie ursprünglich nur in der Absicht, Gewinn zu machen, Fracht gefahren, so mußten sie es nun, selbst wenn sie nicht mehr wollten, thun, um den Kaufhäusern die Schuld abzahlen zu können. Die Kaufhäuser fanden aber bald ihren Vorteil darin, möglichst viele Frachtfahrer an der Hand zu haben, die jederzeit sich ihrem Wunsche fügen und ihre Frachten herbringen mußten. So erleichterten sie den Kredit weiter und gaben noch auf Borg, wenn sie schon wußten, daß die Activa ihrer Schuldner nicht mehr

ausreichen, die Passiva zu decken, und eine lange Zeit Frachtfahren nötig war, um die geliehene Summe wieder einzubringen. Der Serero nennt dieses Verhältnis in unbeabsichtigter aber darum umso treffenderer Ironie „auf Banterott fahren.“

Am tiefsten stehen in dieser Art Schuld außer vielen Weißen, die als junge Leute ins Land gekommen mit den hier üblichen großen Zahlen nicht wirtschaften konnten, die Nehobother Bastards.

Verluste kamen nun auch in früheren Zeiten für die Kaufhäuser heraus. Aber sie waren immerhin vereinzelt und wurden dadurch, daß die Schuld, weil sie in Waren kontrahiert war, nominell viel höher als wirklich war, wesentlich verringert und durch den Gewinn an den zahlungsfähig gebliebenen Schuldneren sogar ausgeglichen. Jetzt aber, wo die Kaufhäuser nicht allein schwere Verluste an der großen Zahl eigenen Viehes durch die Pest erlitten haben, häufen sich naturgemäß auch die Fälle von Zahlungsunfähigkeit, ja völligem Banterott bei den Schuldneren. Nun ist aber ein ähnliches Verfahren seitens der Kaufhäuser wie bei den Frachtfahrern auch den allerdings wenigen Ansiedlern und Farmern, sonst aber auch allen möglichen anderen Weißen gegenüber, z. B. den Reitern der Truppe, eingeschlagen worden. Und nun kommt alles zusammen: große eigene Verluste, geringere Kaufsfähigkeit der ganzen Bevölkerung und damit schlechter Umsatz und dazu noch zahlreiche Fälle von Zahlungsunfähigkeit bei den Schuldneren. Die meisten von diesen würden wieder hoch kommen können, könnte ihnen Zeit gelassen werden. Noch aber läßt sich nicht übersehen, ob die allgemeine Geschäftslage das gestatten wird. Ein oder das andere Kaufhaus wird sich wohl ge-

zwungen sehen, einzutreiben, was noch von den Schuldneren zu bekommen ist.

Vermehrt kann diese Gefahr für die zahlungsunfähig gewordenen Frachtfahrer auch noch werden, wenn es wirklich mit einem Bahnbau, sei es auch nur für die verhältnismäßig kurze Strecke von Swakobmund bis Salem Ernst wird, wie es jetzt den Anschein hat.\*) Dann wird die Gelegenheit für den einzelnen, beim Frachtfahren Geld zu verdienen, geringer; denn bei der kürzeren Strecke kann jeder Wagen öfter als bisher fahren, die Anzahl der erforderlichen Wagen muß daher heruntergehen. So birgt dieses für das ganze Land sonst höchst wünschenswerte Ereignis doch für viele ohnehin schon bedrohte Existenzen eine neue Gefahr.

Es würde das nicht so viel verschlagen, läge zur Zeit die Möglichkeit vor, in anderen Erwerbszweigen schnell sein Auskommen zu finden. Aber es giebt bis jetzt nur verhältnismäßig wenig Arbeitgeber im Lande, die solche Arbeit vergeben können, zu deren Betrieb nichts als guter Wille oder körperliche Kraft oder Geschicklichkeit gehört. Der Regierung und Truppe, die mit öffentlichen Arbeiten, z. B. Wegebauten, helfend eingreifen könnten, sind durch die Knappheit des Stats die Hände gebunden.\*\*\*) Brunnen- und Dammbauten bei Privaten und Gesellschaften können immer nur einen geringen Bruchteil beschäftigen. Und dabei sind die Preise für weiße Arbeit durch Zoll und Minderpest so hoch, daß jeder sich scheut, auch wenn er noch so gemeinnützig denkt, jetzt derlei Arbeiten vornehmen zu lassen. Das teure dabei sind nicht die direkten

\*) Der Bahnbau wird jetzt in der That begonnen.

\*\*) Der Bahnbau tritt nun hier helfend ein.

Löhne, sondern die hohen Verpflegungskosten und diese vertenern, wie schon ausgeführt, auch die Arbeit der notwendigen farbigen Hilfskräfte.

Wenn ich eben den Einfluß des Zolles als gleichfalls sehr ungünstig erwähnte, so muß ich hier des näheren darauf eingehen. Und da kann ich nicht umhin, die ganze Einführung des Zolles als einen groben wirtschaftspolitischen Fehler zu bezeichnen. Wir standen bereits im Zeichen der Kinderpest, und er wurde eingeführt, als gerade die Sperrmaßregeln gegen deren Einbruch von Regierungsrat von Lindequist eingerichtet wurden. Nun hat er aber die Eigentümlichkeit, daß seine ganze Last auf die schwachen Schultern gerade der Leute zurückfällt, die produktive Arbeit betreiben (abgesehen von Beamten, Offizieren und Angestellten solcher Gesellschaften, die nicht Handel treiben). Es wird erzählt, doch scheint es kaum glaublich, daß dies wirklich der Fall gewesen sein sollte, die hiesige Regierung hätte die Ansicht gehabt, die Kaufleute würden, weil sie bisher mit sehr hohem Nutzen arbeiteten, den Zoll auf sich nehmen und die Preise für ihre Waren unverändert lassen. Natürlich aber geschah, was vorauszusehen war: die Kaufleute schlugen nicht bloß um den Zoll und die damit verbundenen Unkosten auf, sondern um vieles mehr. Die Zollsätze aber sind für die meisten Positionen derart, daß die schlimmsten Prohibitivzölle Portugals, Rußlands und Amerikas nicht an sie heranreichen. Der Farmer, Anstiedler und Sandwerker, der auf seinem Grund und Boden und von seiner Hände Arbeit lebt, kann aber nicht wie der Angestellte der Kaufhäuser die Waren zum Selbstkostenpreise beziehen, sondern muß außer dem Zoll nun auch noch den hohen Aufschlag der Kauf-

leute bezahlen, und das macht für alle Bedürfnisse den Durchschnitt gerechnet mindestens 25—30 % des früheren Preises aus.

Ein unglücklicheres Zusammentreffen als die Einführung des Zolles und das Einbrechen der Kinderpest kann man sich nur schwer vorstellen. Ehe der Zoll kam, begann gerade in den Kreisen der kleinen Händler, Kaufleute und Anstiedler eine Bewegung, um die hohen Preise der Großkaufleute herabzudrücken. Denn viele knüpften direkte Beziehungen mit Deutschland oder dem Kap an, um ihre Waren unmittelbar von dort zu beziehen. Der Zoll hat diese Bewegung tot gemacht. Denn wenn diese kleinen Leute auch bei den Exporthäusern sich genügend Kredit verschaffen konnten, um ihre Waren dort zu bekommen, das Kapital hatten sie nicht, um den hohen Zoll zu entrichten, ehe sie auch nur einen Pfennig an der Ware verdient hatten, ja ehe diese überhaupt in ihren Händen war. So wurden sie wieder den hiesigen Großkaufleuten in die Arme getrieben und, da die Ringbildung ein ebenso afrikanisches wie amerikanisches Gewächs ist, setzten diese die Preise wieder nach ihrem Belieben fest, und keiner unterbot den andern.

Jetzt haben wir höhere Preise als je zuvor, und nun steht die Regierung vor der Gewißheit: hebt sie jetzt den Zoll auf, so tritt in absehbarer Zeit kein Nachlaß der Preise ein; denn bekanntlich halten verzollte Warenbestände nach Aufhebung eines Zolles ewig an. Es soll auch die Landeshauptmannschaft aus diesem Grunde nicht beabsichtigen, den Zoll rückgängig zu machen. Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn wenn auch von den großen Häusern die Zollpreise festgehalten werden, die alte Bewegung,

durch direkten Bezug sie herabzudrücken, wird wieder erwachen.

Ein weiterer Grund noch hält, wie erzählt wird, die Landeshauptmannschaft von der Aufhebung des Zolles ab: sie will aus den Zolleingängen Entschädigungen an die Viehbesitzer gewähren, die Verluste, namentlich nach der Zuspung mit Galle gehabt haben. Aber auch hier dürfte der Erfolg nur der sein, daß wieder der Arme für den Reichen bezahlen muß. Denn die größten Viehhalter unter den Weißen waren eben die großen Kaufhäuser, in zweiter Linie vielleicht die in unserem Lande schmarozenden Buren. Wer aber bezahlt den Hauptanteil am Zoll: der kleine Ansiedler, der Farmer und Handwerker; die großen Kaufhäuser haben nur Gewinn vom Zoll. Wer aber hat die größten Verluste durch die Pest? Die großen Kaufhäuser. Also bezahlt auf diese Weise der Farmer, Ansiedler und Handwerker ihnen außer dem Zoll und dem von ihnen darauf gesetzten Preisaufschlag auch noch ihre Verluste an Kindern, während er selbst bestenfalls nur eine spärliche Entschädigung erhalten kann. Also fort mit dem Zoll,<sup>\*)</sup> je eher je besser! Und gehen die Preise für Waren nicht herunter, dann soll die Regierung lieber alles, was in ihren Kräften und Mitteln steht, thun, um den kleinen Leuten und Anfängern direkten Bezug von heimischen Exporthäusern zu ermöglichen. Das ist mehr wert, als eine nach langen Monaten eintreffende Entschädigung in barem Gelde, die noch nicht einmal den halben Wert erreichen kann, den

<sup>\*)</sup> Der auf Getränke und feineren Tabak, Zigarren u. s. w. natürlich nicht. Der ist berechtigt. Dagegen der nicht auf Spiritus und alkoholhaltige Tinkturen, wenigstens in seiner jetzigen Form nicht.

das gefallene Vieh vor der Pest gehabt hat, und um so unzulänglicher ist, als der Empfänger kaum noch die Hälfte dessen dafür wird kaufen können, was er dafür vor der Pest erhalten hätte.

Ein Umstand, der sich jetzt auch recht sibel bemerkbar macht, ist der, daß die wenigen Farmbetriebe, die bisher eingerichtet sind, sich ausschließlich oder fast ausschließlich auf Vieh- und namentlich Rindviehzucht beschränkten. Es ist ja in der That der müheloseste Teil eines landwirtschaftlichen Betriebes, wenigstens in der wilden Zucht, die hier getrieben wird, und Butter, Schlachtvieh und Zug- und Zuchtvieh fand bisher zu guten Preisen stets schlanken Absatz. Auf die Qualität kam es dabei nicht so genau an. Da genügten ein paar Kaffern als Viehwächter, die Milch wurde auch von diesen abgenommen, verbuttert und nach Windhoef gebracht; das Schlachtvieh wurde von Kaffern nach Windhoef getrieben, das Zucht- und Zugvieh meist von Kaffern geimpft und angeleert, und der Herr hatte nicht viel mehr zu thun, als hin und wieder das Vieh zu zählen und gelegentlich nach Windhoef zu reiten, um den Erlös einzustreichen, wenn er das Vieh nicht noch bequemer auf der Farm verkaufen konnte. Daneben wurde ein kleiner Laden eingerichtet, um gegen Waren billig Schlacht- und Muttervieh ein- und ersteres gegen bar wieder teuer verkaufen zu können. Das füllte die Zeit aus und erforderte lange nicht so viel Mühe und eigene Thätigkeit als Landbau. Dieser war ja auch zudem von „unsern erfahrensten Kennern und bekanntesten Kulturpionieren Südwestafrikas“ als ein Unding und eine Unmöglichkeit bezeichnet, die Viehzucht aber als das allein wahre gepriesen worden. Die mußten es ja doch wissen, wozu also noch erst mühe-

volle und anstrengende Versuche, um sich davon zu überzeugen, ob es sich wirklich so verhielte! Nur hat leider die Medaille auch ihre Rehrseite, und die zeigt sich jetzt: Wie alle einseitigen Betriebe, kommt einmal ein Unglück, mehr gefährdet sind, als vielfältiger begründete, so auch hier. Die Verluste, die nun den einzelnen treffen, sind viel härter und schwerer zu ertragen, weil keine andere Seite des Betriebes da ist, die helfend einspringen kann.

In dieser Beziehung sind wahrhaftig die mit Recht als reine Rinderzüchter verschrienen Hereros dem Durchschnitt unserer jetzigen Farmer voraus. In Dugeama z. B. hatten sie gesehen, daß Herr Körner, der Besitzer dieser Farm, aus wenigen Morgen Gartenland nicht nur für sich und seine Leute genügende Früchte zog, sondern auch noch ganze Wagenladungen voll nach Windhoek verkaufen konnte. In der nächsten Bestellzeit kamen sie zu ihm, um Spaten zu kaufen, und als er sich darüber wunderte, erwiderten sie: „Ja wir haben gesehen, daß das Land Korn und Pumpinen (Kürbisse) genug hervorbringt, um davon zu leben. Das wollen wir nun auch versuchen, denn wozu sollen wir Kost (i. e. Pflanzenkost) kaufen, wenn wir sie uns selbst bauen können.“

Jetzt, wo die Rinderpest zum Teil schon in ihren Herden ist, kommen sie in Scharen, und Duzende von Spaten werden manchmal an einem Tage gekauft.

Diese Einseitigkeit des Betriebes, von der ich eben sprach, zeigte sich aber nicht bloß beim Farmen, sondern auch beim Handel mit den Eingeborenen. Der frühere reiche Wildbestand war durch die sinnlosen Verwüstungen der Jäger nahezu vernichtet worden, und Jagdzüge lohnten nicht mehr. So blieb

als einziges verwertbares Produkt des Landes Vieh und in erster Linie Rinder. Die hatten den Vorzug sich leichter treiben und heimbringen zu lassen als Kleinvieh, das den Strapazen eines langen Marsches zu leicht erliegt. Außerdem brachte schon eine kleinere handliche Herde Rinder schönen Gewinn, während von Kleinvieh große Herden nötig waren, um allein die Unkosten eines Handelszuges zu decken. Jetzt ist auch dieses Wertobjekt hin. Noch lohnt es sich zwar ausgezeichnet, an Stelle der Rinder Kleinvieh einzukaufen, weil es die Hereros noch zum alten Preise hergeben, während es im Barverkauf an Weiße schon erheblich im Preise gestiegen ist. Aber wie lange kann das noch dauern? Schnell genug werden die Hereros zur Einsicht kommen, daß ihr Kleinvieh, von dem sie nur verhältnismäßig eine geringe Menge besitzen — jedenfalls in Stückzahl bedeutend weniger als ehemals Rinder — ihre einzige Fleischreserve darstellt, wenn ihre Ochsen und Kühe erst aufgezehrt sind. (Man darf hierbei nicht vergessen, daß auch das Wild in großen Mengen der Pest erlegen ist, also nur unvollkommen aus-helfen kann, und daß die Hereros vielerlei Tiere, z. B. Gähner nicht genießen). Was soll dann mit dem Handel werden?

Bis jetzt konnte ich im wesentlichen nur üble Folgen der Rinderpest aufzählen. Aber wo so tiefer Schatten ist, da muß auch Licht sein. Und mir will es scheinen, als ob wir allen Grund hätten, anzunehmen, daß die jetzige schwere Krisis nur einen Gesundungsprozeß einleiten will, den das Land sehr nötig hatte. Freilich: durch Zeiten der Not und wirtschaftlichen Tiefstandes werden wir uns durcharbeiten müssen und manche schwache Existenz wird fallen, die Gesamtheit aber dürfte mehr

Nutzen als Schaden aus dieser verheerenden Seuche ziehen.

E. z. B.: dieselbe Ursache, die den Herero unfähig macht, weiter in bequemer Weise sich durch Verkauf eines geringen Bruchtheiles seiner einst großen Herden seine verhältnismäßig wenigen Bedürfnisse zu verschaffen, sie nimmt ihm auch die Möglichkeit, sich mit Feuerwaffen und Munition zu versehen. Viel davon kann ohnehin nicht mehr in ihrem Besitz sein, denn sie schonen jetzt jede Patrone, während sie früher bei den allgeringfügigsten Anlässen Freundschüsse in Menge verfeuerten. Ihrer alten Waffen aber sind sie entwöhnt, und der Kirri, den sie noch zu handhaben verstehen, so gefährlich er im Nahkampf ist, kann doch nicht ernstlich gegen unsere Feuerwaffen in Betracht kommen. Denn Überfälle, wie der der Wabehe auf Zelewski sind in diesem Lande nicht gut möglich, dazu ist sein Pflanzenwuchs zu wenig dicht. Wir verdanken also der Kinderpest, oder vielmehr dem Wege und dem Verlauf, den sie genommen, direkt den großen Vorteil, daß die Hereros auf Jahre hinaus zu einem ungefährlichen Gegner geworden sind, während wir ohne die Kinderpest aller Wahrscheinlichkeit nach in noch nicht Jahresfrist einen zweiten und schwereren Aufstand zu bekämpfen gehabt hätten, als es der kürzlich niedergeworfene war. Auf eines freilich werden wir uns gefaßt machen müssen: Stahl der Herero schon in den Tagen seines Wohlstandes, als seine Herden noch nach Tausenden zählten, mit großer Vorliebe den Weißen Kinder, so wird er das jetzt, wo er selbst fast alle verloren hat, die Weißen aber verhältnismäßig viel übrig behalten haben, noch mehr thun. Und er wird planmäßig dabei zu Werke gehen. Nicht die unmittelbar an der Grenze

stehenden Farmer sind die zunächst bedrohten, sondern die ferner wohnenden. So läßt sich der eigentliche Dieb besser verheimlichen und die Grenzfarmer gewinnen Zutrauen, bis sich Gelegenheit bietet, ihnen einmal die ganze Herde abzutreiben. Eine Verstärkung der Grenzstationen, schärferer Patrouillengang und Erweiterung ihrer Befugnisse und Strafgewalt wird schon sehr nützlich sein. Notwendig ist aber auch unachtsamlich strenge Bestrafung der Schuldigen und Erlaubnis an die geschädigten Eigentümer, nötigenfalls zur Selbsthilfe zu greifen und von seiner Büchse Gebrauch zu machen. Das klingt hart, ist es aber nicht, wenn man bedenkt, daß so ein Viehdiebstahl im großen von den Hereros derart ausgeführt wird, daß sie die Viehwächter vertrauensselig machen und dann meistens im Schlaf ermorde und mit einem einzelnen Weißen, der sie ohne Büchse von ihrem Raube abhalten wollte, ebenso verfahren würden.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß in den mit Sicherheit zu erwartenden Viehdiebstählen der Keim auch zu ernstern Verwicklungen liegen kann. Aber diese werden, wie schon gesagt, wohl weniger gefährlich sein, als bisher ein Krieg gegen die gesamten Hereros gewesen wäre, weil ihnen eben die Mittel zum Munitionsankauf ausgegangen sind und zudem die Gegenden, Britisch Bechuanaland und das Ovamboland, von denen aus bisher der Hauptschmuggel mit Munition seinen Ausgang genommen hatte, selbst schwer von der Kinderpest betroffen sind. Es mangelt also die Möglichkeit, sowohl die Munition heranzuschaffen, wie die eingehandelten Kinder wegzutreiben.

Noch ein anderer Umstand aber macht es wahrscheinlich, daß einste Verwicklungen, wenigstens mit



der gesamten Hereronation, nicht entstehen werden. Große Stämme von ihnen beginnen sich der Bodenbearbeitung zuzuwenden. So hat Tjetjo die Regierung um die Erlaubnis gebeten, mit seinem Volk an den Epukiro ziehen zu dürfen, um dort Gärten anzulegen. Muambo und Kajata haben sich mit der gleichen Bitte nach Otjhaenena gewendet, um die Ufer des Nosob bebauen zu können. Am oberen Nosob sind die dort sitzenden Werften, wie schon erzählt, im Begriff, gleichfalls Land in weiter Ausdehnung urbar zu machen.

Sind das auch immer nur Bruchteile der großen Hereronation, und zwar die uns schon von vornherein zugeneigteren, so ist doch der Umstand günstig, daß sie von Windhoek ostwärts unsere Grenznachbarn sind. Nun ist ja bekannt, daß ein sesshafter, landbautreibender Stamm weit weniger zum Kriege geneigt ist, als ein rein viehzüchtender; und dieser Umstand schafft uns eine Art Grenzwache, die dem Kriege abhold und in Sorge um ihre Felder einen Ausbruch von Feindseligkeiten ihrerseits aus dem Wege gehen und die nördlicher wohnenden Stämme nach Möglichkeit von einem solchen abhalten wird.

Freilich sind sie ja noch nicht altfässige Landbauer, sondern wollen erst damit beginnen. Und das Verhältnis liegt auch keineswegs so, daß man annehmen dürfte, die bisherigen Großen der Hereros würden nun selbst den Spaten in die Hand nehmen. Das werden vielmehr nur die Armen unter den eigentlichen Hereros thun. Die Großen werden ihre Sklaven\*) zu der ihnen verächtlich dünkenden Feld-

\*) Es heißt immer, die Hereros hätten keine Sklaven. Dem Namen nach allerdings nicht, wohl aber in Wirklichkeit. Was von Bergdamaras und z. T. Tottentoten und Buschmännern auf ihren Werften sitzt, steht in völligem Sklavenverhältnis zu ihnen,

arbeit verwenden und selbst nur die Früchte von deren Mähen genießen, wie das bisher auch schon trotz alles Ableugnens der Missionare auf den Missionsstationen so der Fall war. Es wird auf diese Weise der einflußreiche Teil der Hereros noch für lange Zeit eine unruhige Bevölkerung bleiben; aber schließlich sind auch sie, selbst bei dieser Form des Landbaues, doch mehr mit dem Boden verknüpft und sesshafter als bisher.

Die Regierung unterstützt übrigens in dankenswerter Weise durch Abgabe von Saatgut zum Selbstkostenpreise — besser wäre es noch, der Reichstag hätte einmal ein Einsehen und bewilligte eine Notstandssumme, damit das Saatgut unentgeltlich abgegeben werden könnte — dieses Bestreben der Hereros.

Diese Änderung in der Wirtschaftsform der Hereros wird auch noch in anderer Beziehung und wiederum in dem Sinne günstig wirken, daß die Wahrscheinlichkeit für Verwicklungen geringer wird. Solange nämlich der Herero reiner Viehzüchter war, der seine oft riesigen Herden mehr als Besitz an sich, denn als Mittel zum Leben ansah, brauchte er sehr ausgedehnte Weidegründe, um sie halten zu können. Zum Unterhalt diente ihm fast nur die Milch, denn geschlachtet wurde nur bei festlichen Gelegenheiten, wie Hochzeit\*) und Totenfester, und

muß alle Arbeit verrichten und erhält nichts als die Nahrung dafür; selbst geringe Vergehen werden mit dem Tode oder sonst grausam bestraft, ohne daß der betreffende Herr irgendwie darüber zur Rechenschaft gezogen würde. Das ist doch richtige Hausklaverei!

\*) Je reicher das Paar und seine Eltern, um so größer war die Zahl der geschlachteten Kinder. In Anspielung darauf bezeichnen gebildete Hereros das große, durch die Pest verursachte Sterben von Kindern jetzt als „Hoore zijn bruiloft“ (Gottes Hochzeit), zugleich ein Beweis, welcher Art das Christentum dieser Bekenner ist.

verkauft wurden nur Tiere, die an und für sich minderwertig oder aus abergläubischen Gründen für die Hereros unbrauchbar waren. Was einmal als gut in die Herde aufgenommen war, ging, selbst unbenützlich geworden, wie alte Kühe, mit ihr mit und besetzte das Weidefeld, bis ein zufälliger Tod oder Alter es hinweggraffte. Vor unserer Besitzergreifung vollzogen nun die Gottentotten an den Hereros fast alljährlich einen gründlichen Aberlaß an Vieh und Menschen, der einem zu starken Anwachsen beider vorbeugte. Als wir aber das Land in Besitz genommen und diesen steten Aberlaß durch Niederwerfung der Gottentotten beseitigt hatten, wuchsen Mensch und Vieh bei den Hereros zu solcher Menge an, daß ihnen ihr Gebiet zu eng wurde und sie immer weiter nach Süden vordrängten. Jetzt hat das mindestens für ein Jahrzehnt ein Ende, die ewigen Grenzreibereien werden aufhören, die Hereros aus einem unvergleichlich viel kleineren Stück Landes ausreichende Nahrung ziehen. Es läßt sich hoffen, daß sie damit den höheren Wert und die größere Sicherheit des Landbaus gegenüber der reinen Viehzucht erkennend, in Zukunft auch das Vieh nicht mehr als Selbstwert, sondern als Mittel zum Erwerbe von Werten betrachten lernen werden. Für die nächsten Jahre werden sie ja doch ihre Bedürfnisse an europäischen Dingen, die sie vielfach nicht mehr entbehren können, nur von den ihnen gebliebenen geringen Mengen des Viehes bestreiten können. Und sind sie einmal in dieser Gewohnheit, so werden sie ihr wohl trenn bleiben, auch wenn ihre Herden wieder angewachsen sind. Das verbürgt unter allen Umständen, daß sie auch in Zukunft mit einem geringeren Landkomplex für die Ernährung ihres Stammes auskommen, und damit

fällt die Hauptquelle ihrer Reibungen mit uns und ihrer feindlichen Stellung gegen unser Eindringen weg. Zugleich aber wird auch ihr Land dichter besiedelt, werden wirkliche Arbeiter in großer Zahl herangebildet und damit ein weiterer Vorteil für die Zukunft des Schutzgebietes erzielt.

Auch für die Wirtschaftsbetriebe der Weißen wird sich aus der Rinderpest eine Änderung ergeben, die dem ganzen Lande nur zum Vorteil gereichen kann. Bisher entsprach die Berufsverteilung keineswegs dem Ideal der Volkswirtschaft: etwa  $\frac{2}{5}$  Soldaten,  $\frac{1}{5}$  Beamten (auch die niederen mitgerechnet) und Offiziere,  $\frac{3}{20}$  Kaufleute,  $\frac{1}{5}$  Frachtfahrer und nur etwa  $\frac{1}{20}$  Handwerker, Ansiedler und wirkliche Farmer, das war etwa das bisherige Verhältnis.

Abgesehen von Soldaten, Beamten und Offizieren, die nach Sachlage der Umstände vorläufig noch in dieser unverhältnismäßigen Anzahl gegenüber der sonstigen weißen Bevölkerung notwendig sind, kommt immer noch für diese letztere das sehr ungünstige Verhältnis heraus, daß die eigentlich produktiven Stände noch nicht ein Achtel von ihr bilden. Auf die Ursachen habe ich schon hingewiesen. Das Verhältnis ist allerdings sehr beschämend, und in der Beziehung sind uns die so oft — und nicht mit Unrecht — als faul verschrienen Hereros weit voraus, denn sie waren bisher die eigentlichen produktiven Stände im Lande.

Außer den schon angegebenen Ursachen spielt noch eine andere mit: der Weiße konnte bei den bisherigen Viehpreisen nur schwer mit den Eingeborenen konkurrieren, und doch gründeten sich alle bisherigen Groß- d. h. Farmbetriebe fast ausschließlich auf Viehzucht. Das letztere ist zum Teil den

unverantwortlichen Ratschlägen gewisser hier und zu Hause sehr einflussreicher, als „Kulturpioniere“ verschrienen Landwirte zu danken, deren Unkenruf jetzt in der Zeit der bitteren Notwendigkeit wohl nicht mehr von dem, was längst hätte geschehen sollen, abhalten wird, der Erzeugung der hauptsächlichsten pflanzlichen Nahrung im Lande selbst. Und gerade diese Unterlassungssünde hat bisher die Viehzucht für Weiße nur mäßig einträglich gestaltet. Bei etwas Landbau<sup>\*)</sup> wäre erstens die Erhaltung der farbigen und weißen Arbeiter billiger geworden und zweitens hätten sich andere lohnendere Betriebe und Zuchtrichtungen in der Viehzucht einschlagen lassen, als die jetzige, fast ausschließlich auf Zugvieh hinzielende. In den letzten Jahren haben denn auch in richtiger Erkenntnis der Umstände, auf letzteren Punkt hinzielende Bestrebungen eingesetzt.

Die Gründe, weshalb der Weiße nicht so billig als der Eingeborene, namentlich der Herero, Zugvieh züchten kann, liegen etwa im Folgenden: der Herero lebt für sich, seine ganze Familie und die Dienerschaft fast ausschließlich von der Milch seiner Kühe, die ja zur Erzielung von Zugvieh ohnehin nötig sind und die er anders doch nicht verwerten

\*) Ich möchte hier ausdrücklich hervorheben, daß es weder mir noch sonst einem, der dem Landbau hierzulande schon seit langem das Wort redet, eingefallen ist, je zu behaupten, es sei möglich, mehr als verhältnismäßig kleine Teile des Landes wirklich zu bestellen. Das ergibt sich für jeden Verständigen eigentlich von selbst, wenn man weiß, daß es sich um ein Bergland und um Gegenden mit geringem, unter 400 mm im Durchschnitt bleibenden Niederschlag handelt. Trotzdem aber ist diese unsinnige Unternehmung so oft geschehen, z. B. von dem bekannten Herrn E. Hermann, daß man das auch noch ausdrücklich hervor-

kann. Der Weiße hat für sich und die Seinen und die weißen Hilfskräfte eine erheblich teurere Verpflegung notwendig und auch die eingeborenen Arbeiter kosten ihm mehr, weil er fast überall noch mindestens hin und wieder Fleisch und Reis und Mehl zur Milch zugeben muß; außerdem aber arbeitet kein Eingeborener bei ihm ohne Tabak und Streichhölzchen, gewöhnlich wöchentlich eine Platte = 32 Pfennig und eine Schachtel Streichhölzer = 10 Pfennig Ladenpreis. Der Eingeborene gebraucht verhältnismäßig wenig an Kleidung, Wohnung, Einrichtung und Zubehör für sich und seine Familie, so gut wie nichts für seine Sklaven. Der Weiße viel für sich und seine Angestellten und er muß auch seinen Farbigen Kleidung und ähnliches liefern. Der Herero bezahlt seinen Dienern keinen Lohn, der Weiße muß — den weißen Angestellten selbstverständlich — auch den Eingeborenen einen verhältnismäßig hohen Lohn, 10—15 Mark und darüber den Monat, zahlen. Schließlich hat der Herero das Land umsonst und zahlt keine Abgaben, der Weiße muß das Land kaufen und zahlt Abgaben.

In Zukunft werden sich nun auch die Großbetriebe, wie bisher die blühenden Kleinbetriebe in Klein-Windhoeft, mehr der Bestellung des Landes zuwenden. Es macht sich das jetzt schon in der größeren Nachfrage nach landwirtschaftlichen Geräten und Saatgut kenntlich, außerdem beginnen schon einige Leute mit landwirtschaftlichen Verbesserungen, wie Dammbauten u. dergl. Da nun gleichzeitig auch die Anzahl derer steigt, die sich dem Kleinbetriebe zuwenden, wie sich aus der ganz ungewöhnlich starken Nachfrage nach sogenannten Heimstätten in Klein-Windhoeft und Avis zeigt, so ist Hoffnung, daß wir endlich dazu kommen werden, einen großen Teil der

notwendigen Brotfrucht u. s. w. im Lande selbst zu erzeugen. Ja es hat fast den Anschein, als ob der Zeitpunkt nicht mehr allzufern ist, wo eine gewisse Überproduktion eintritt, wenigstens wenn alle, die jetzt den Anfang mit Landwirtschaft machen, dabei bleiben und der Zudrang weiter so anhält. Ein sicheres Urteil über diesen Punkt läßt sich erst nach der Ernte, d. h. nach der diesjährigen Regenzeit, also etwa im April oder Mai, fällen.

Eins aber ist sicher: die erzeugten Mengen Pflanzenkost werden ausreichen, um den Frachtverkehr ganz wesentlich zu entlasten, denn die Hauptbestandteile der Frachten bildeten bis jetzt solche Stapelartikel wie Weizen, Hafer, Mehl, Gries, Mais. Damit wird dem Heraufgehen der Frachtpreise ein weiteres mächtiges Hindernis in den Weg gelegt und zugleich die Arbeit verbilligt. Dies letztere ist aber gerade jetzt außerordentlich wünschenswert, wo so viele Weiße und Farbige sich nach Erwerb in fremdem Dienst umsehen müssen und wo wir hoffen können, endlich auch einmal Hereros als Arbeiter zu bekommen. Ich halte den Uterbau hier im Lande, namentlich den Kleinbau in Verbindung mit der durch die Rinderpest geschaffenen Notlage für das wirksamste Mittel, die nachgerade bedrohlich werdende Arbeiterfrage zu lösen.

Schaden kann diese größere Beteiligung am Landbau selbst dann nicht, wenn etwa ein Übermaß von Erzeugnissen erzielt wird. Für den eigenen Unterhalt des Landbauers ist dann wenigstens sicher gesorgt, und bringen die Stapelartikel nichts mehr ein, dann wendet sich der Betrieb eben wertvolleren, exportfähigen Artikeln zu. Man vergleiche damit nur die Geschichte des Landbaus in der Kapkolonie. Freilich sind dann auch bessere Verkehrsverhältnisse

notwendig. Und vielleicht bringt uns gerade die Rinderpest endlich auch diese. Wenigstens haben sich, von tüchtigen Kennern des Landes unterstützt, jetzt daheim vermögende Männer zusammengethan, um eine Maultierbahn,<sup>\*)</sup> wenn auch nur bis Salem, zu stande zu bringen. Hoffentlich verwirklicht sich ihr Plan. Nur wäre ihnen im Interesse einer besseren Verzinsung der anzulegenden Kapitalien zu wünschen, sie fänden eine billigere Zugkraft als Tiere. Von Dampflokomotiven muß man allerdings wohl absehen.

Eine solche Bahn würde es auch ermöglichen, natürliche Produkte des Landes, die jetzt unbenützt bleiben müssen, durch Ausfuhr zu verwerten. Jetzt nimmt kein Ochsenwagen gern Fracht mit zur Küste, weil das die Ochsen zu sehr angreift. Und doch haben wir hier schon Dinge, wie Gummi arabicum, Gerbrinden und dergl., die selbst bei den jetzigen Frachtpreisen Gewinn abwerfen. Beschäftigen sich erst viele Leute, wie das bei der Landwirtschaft natürliche Folge ist, eingehender mit dem, was das Land schon hervorbringt, so werden sich wohl, namentlich, wenn die Frachtsätze billiger werden, noch mehr Produkte finden, die Sammeln und Ausfuhr lohnen, z. B. Arzneipflanzen, Blumenzwiebeln u. s. f.

Ein ausgedehnterer Landbau wird auch noch andere Art der Viehhaltung als die von Rindern und Kleinvieh rentabel machen. Schon beginnen die Anfänge von Schweine- und Geflügelzucht sich

<sup>\*)</sup> Mit Freuden zu begrüßen ist namentlich, daß bei dem Entwurf endlich von dem unseligen Festhalten an der Normalspurweite abgegangen ist: Vollbahnen brauchen wir noch für lange Jahre in den Kolonien nicht, und gerade die bei geringerer Spurweite und schwächeren Schienen mögliche Verbilligung des Unterbaues wie des rollenden Materials giebt Hoffnung auf Ertragsfähigkeit.

zu zeigen, und sie werden erstarken, sobald bei mehr Abfällen des Betriebes billigeres Futter zur Verfügung steht. Je verschiedener aber die Zweige der Viehzucht sind, um so vollkommener werden die natürlichen Hilfsquellen des Landes ausgenutzt.

Das Wegsterben eines großen Teiles der bisherigen Zugtiere hat nun schon dazu geführt, andere zum Ziehen geeignete Tiere einzuführen, z. B. Maultiere. Das wird in der Folge die Wirkung haben, daß sich die Rindviehzucht nicht mehr ausschließlich wie bisher auf die Anzucht von Zugochsen zu verlegen braucht. Die starke Nachfrage nach Rindfleisch, die bisher wegen der großen Zahl abgesetzter Zugochsen oder zum Zuge nicht brauchbarer Ochsen stets gedeckt war, wird sich in Zukunft eher noch steigern und damit wenigstens für einen Teil der Farmer die Einführung einer schnellwüchsigen Schlachtviehrasse nutzbringend erscheinen lassen. Ein Damara-ochs braucht  $3\frac{1}{2}$ —4 Jahre, um schlachtreif zu sein, und will man ein Gewicht erzielen, das den Verkauf lohnend erscheinen läßt, so muß man ihn 6—7 Jahre alt werden lassen, weil er erst in diesem Alter sich ordentlich auslegt. In geringer Anzahl ist jetzt schon Shorthornvieh hier im Lande, und die Nachzucht erreicht schon bei  $2\frac{1}{2}$ —3 Jahren dieselbe Schlachtreife und dasselbe Schlachtgewicht wie Damara-ochs von 6 Jahren. Das ist gerade für die nächsten Jahre, wo Schlachtochsen außerordentlich knapp sein werden, von Wichtigkeit; denn nach drei Jahren wird der Preis für Rindfleisch noch wesentlich höher sein, als er sich nach sechs Jahren wieder stellen wird.

Auch nach der anderen Seite hin wird sich die Rindviehzucht spezialisieren. Milchvieh in unserem Sinne hatten wir bisher eigentlich nicht im Lande,

denn alle drei einheimischen Rassen sind schlechte Milchrassen, und selbst die beste von ihnen, das Afrikandervieh, giebt kaum so viel Milch als schlechte Bauernkühe in Deutschland. Nun sind allerdings bei der Pest bisher verhältnismäßig mehr Kühe als Ochsen oder gar Bullen übrig geblieben. Aber die Zahl der vorhandenen Milchgeberinnen reichte schon vor der Pest in größeren Orten wie Windhoek nicht mehr aus, um der Nachfrage nach Milch und Butter zu genügen, und so ist der Ausfall von 20—25% schon sehr schwer zu fühlen. Gerade der Umstand, daß so außerordentlich viel Bullen gefallen sind, zwingt ohnehin zur Einführung fremden Blutes. Was liegt da näher, als auch gute Milchrassen einzuführen?\*) Die Kühe dieser Rassen haben gegenüber den einheimischen noch besonders den für die nächsten Jahre nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sie auch, nachdem ihnen das Kalb genommen ist, noch weiter Milch geben, während unsere hiesigen in diesem Falle sofort die Milch versagen. Es wird also dann möglich sein, zur Aufzucht ungeeignete Kälber wegzuschlachten und so die Fleischproduktion auch in den nächsten knappen Jahren etwas zu vermehren, ohne doch gleichzeitig eines künftigen so wertvollen Dinges wie der Milch verlustig zu gehen.

Der Umstand, daß verhältnismäßig viel Kühe übrig geblieben sind, ist selbstverständlich für die zukünftige Wiederbelebung der Rindviehzucht im Lande von hohem Werte. Und der Mangel an Bullen wird es mit sich bringen, daß wir erstens gutes Zuchtmaterial einführen werden, zwei-

\*) Natürlich müssen die einzuführenden Tiere zuvor gegen Minderpest immunisiert werden, soll nicht das ganze Unternehmen umsonst sein.

tens aber auch, daß ein gewisses genossenschaftliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Viehzüchter sich herausbilden wird, das immer und überall für die Viehzucht von Vorteil gewesen ist.

Unterstützt wird das jetzt notwendig auf Veredlung und Verbesserung der Viehzucht gerichtete Bestreben durch die höheren Preise, die mindestens für ein Jahrzehnt, wahrscheinlich aber, wenn auch in minderedem Grade, für immer der jetzige Ausfall an Tieren zur Folge hat. Sie ermöglichen es dem Weißen, durch seine überlegene Kenntnis der Zuchtbedingungen und Viehrassen erfolgreich im Wettbewerb dem Eingeborenen gegenüber zu treten, und das umsomehr als auch der Eingeborene in Zukunft gezwungen ist, für seine Diener höhere Aufwendungen zu machen als bisher, während für den Weißen bei größerer Ausdehnung des Landbaues die Unkosten für seine Eingeborenen eher unter das jetzige Maß sinken werden.

In diesen Ausführungen über die Viehzucht habe ich bisher nur auf die Absatzverhältnisse in unserem eigenen Schutzgebiete Bedacht genommen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß wir die Grenzen weiter ziehen müssen, daß nämlich ganz Südafrika in Zukunft ein Absatzgebiet für lebende Rinder für uns darstellen wird. Dann kommen die guten Eigenschaften, der höhere Wert besser gezüchteter Rassen und Tiere noch mehr zur Geltung, und es wäre sehr erwünscht, hätten wir schon verbesserte Zuchten in nennenswerter Anzahl. Ich hege nur die eine Befürchtung, daß für die erste Zeit auch für das übrig gebliebene Vieh einheimischer Rassen von Südafrika solche Preise gezahlt werden, daß manch einer sich bewogen fühlen wird, die Gans zu schlachten, die goldne Eier legt, und seine Kühe

zu verkaufen. Namentlich gefährlich erscheinen mir hier unsere Trekburen. Auf unsere Kosten wesentlich sind ihre Tiere geimpft, sie aber werden diese nehmen und dazu noch zusammenraffen, was sie besonders von Muttervieh noch bekommen können, und zurück damit in ihre alte Heimat ziehen, unser Land entblößend und sich großen Gewinn sichernd. Es ist schwierig zu sagen, wie wir uns gegen eine zu starke Ausfuhr des uns geliebten Viehes wehren sollen. Ganz verbieten, hieße vielen die Möglichkeit, wieder emporzukommen, abschneiden und die Ausfuhr von Schlacht-, Zug- und Zuchtvieh nach Südafrika von uns ab und nach Australien, Südamerika und Europa richten. Sie ganz offen lassen, würde für uns unter allen Umständen eine Behinderung für das Wiederaufblühen der Rindviehzucht bedeuten. Vielleicht ließe sich der Mittelweg einschlagen, daß es nur Grundbesitzern gestattet wird, selbstgezogenes Vieh auszuführen, gewerbsmäßigen Händlern aber und Trekburen ohne Land verboten würde, eingehandeltes Vieh außer Landes zu verkaufen. Freilich dürfte die Kontrolle schwierig sein. Jedenfalls heißt es: *videant consules, ne detrimenti quid res publica capiat!*

Einen sehr erfreulichen Erfolg für das ganze Geschäftsleben hat die Rinderpest schon gezeitigt: Während es früher ziemlich schwierig war, in allen Kaufläden und von Gewerbetreibenden zur rechten Zeit seine Rechnung zu erhalten und das Anschreiben einem fast aufgedrängt wurde, prangt jetzt an sichtbarster Stelle in allen Läden die Aufschrift: Nur gegen Barzahlung. Zwar ist sie noch nicht ganz wörtlich zu nehmen, aber eine Besserung ist jedenfalls zu verzeichnen. Hat sich diese gesunde Gepflogenheit erst einmal eingebürgert, dann wird

nicht so leicht wieder davon abgegangen werden. Und sie ist absolut notwendig, sollen Anfänger im Handel auch ohne große Mittel hoch kommen können und sollen Anfänger in Landwirtschaft und Gewerbe nicht gar zu leicht zu Anschaffungen verleitet werden, ohne die sie noch ebenso gut eine lange Zeit hätten fertig werden können.

Fasse ich nochmals meine Betrachtungen kurz zusammen, so kommt als Schlussergebnis heraus:

Die Kinderpest bringt uns im Verein mit einigen Mißständen und Mißgriffen von verschiedenen Seiten eine schwere Prüfung und große wirtschaftliche Verluste, von denen noch nicht zu übersehen ist, wie weit sie ihre Kreise schlagen werden. Andererseits aber scheint sie auch eine Gesundung unserer Verhältnisse zu bedeuten, indem sie den stärksten Stamm der Eingeborenen zur größeren Seßhaftigkeit und Arbeit bringt, bei den Weißen die Beschäftigung mit wirklich produktiver Arbeit hebt und verbessert und manche alte Unsitte und üblen Zustand hinwegfegt. Ja sie kann dazu führen, uns die viel erhofften Verbesserungen unserer Verkehrsrichtung endlich zu schaffen und durch alles dies eine wirklich gesunde wirtschaftliche Entwicklung unseres Schutzgebietes einzuleiten. Und so wollen wir hoffen, daß es auch hier einmal wieder

per aspera ad astra  
geht.

Windhoek, im Juli 1897.